

„Unterweltsfahrten“:

Ethnologische und psychodynamische Aspekte in Peter Roseggers Novellen

Das Gold und Die Pfingstnacht

“Underworld Journeys”:

Ethnological and Psychodynamic Aspects in the Novellas

Das Gold and Die Pfingstnacht by Peter Rosegger

Bernd Rieken

Kurzzusammenfassung

Im vorliegenden Beitrag werden zwei von der Wissenschaft kaum beachtete Novellen Peter Roseggers miteinander verglichen, die thematisch über das Motiv der *Unterweltsfahrt* miteinander verbunden sind. Die Texte werden ethnologisch und psychodynamisch interpretiert.

Abstract

This article compares two novellas by Peter Rosegger, which have been largely ignored by the scientific community. The subject of underworld journey thematically connects them. The texts are interpreted from an ethnological and a psychodynamic perspective.

Schlüsselworte

Peter Rosegger, Unterweltsfahrt, Novelle, ethnologische und psychodynamische Textinterpretation.

Keywords

Peter Rosegger, underworld journey, novella, ethnological and psychodynamic interpretation.

1 Einleitung

Peter Rosegger (1843–1918) war ein populärer Volksschriftsteller und wurde als Sohn eines armen Bergbauern in Alpl in der Waldheimat (Obersteiermark) geboren. Aus seiner Novellensammlung wurden für diesen Beitrag zwei Erzählungen mit ähnlichen Motiven ausgewählt. In beiden Geschichten haben die Protagonisten eine problematische Einstellung zur Liebe – in der ersten geht es um Nächstenliebe, in der zweiten um einen Beziehungskonflikt – und geraten dadurch in lebensbedrohende Situationen, aus denen sie am Ende geläutert hervorgehen. Die Gefahr, welche den Helden droht, resultiert aus der Konfrontation mit der „Unterwelt“, genauer aus dem Verschüttet-Werden in einem Stollen bzw. aus dem Hineingeraten in einen unterirdischen Wasserlauf, wobei diese Erlebnisse psychodynamisch interpretiert werden.

Die Gattungsspezifika der Novelle bedingt, dass es um einen zentralen Konflikt, um eine „Spannung zwischen zwei antithetischen Prinzipien“ geht (Miñambres, 2009, S. 46), bei der „inhaltlich meist das Außergewöhnliche oder Neuartige mit dem Gewohnten und Althergebrachten konfrontiert“ wird (Bollenbeck, 1989, S. 2166). Letzteres kann man auf traditionelle Lebensformen beziehen, Ersteres auf das Angst auslösende Erlebnis und die psychische Disposition der Protagonisten, welche dafür verantwortlich ist, in die lebensbedrohende Situation geraten zu sein. Daher liegt es nahe, gleichzeitig ethnologische und tiefenpsychologische Aspekte bei der Interpretation

zu berücksichtigen, zumal das antithetische Prinzip der Novelle einige Berührungspunkte mit dem psychodynamischen Konfliktmodell eröffnet. Denn dieses geht davon aus, dass „nicht irgendwelche Belastungen schlechthin [...], sondern die ‚innere Reibung‘, der ‚Bürgerkrieg‘ die intrapsychischen Gegensätzlichkeiten es sind, die sich besonders pathogen auswirken“ (Mentzos, 2009, S. 29).

Die Sekundärliteratur zu Rosegger war für diese Arbeit kaum hilfreich, da zu den beiden Novellen keine Arbeiten vorhanden sind und weil jene Texte, welche sich überhaupt mit dem Autor und seinem Werk befassen, vorwiegend literatursoziologisch oder sozialhistorisch ausgerichtet sind (Anderle, 1983; Baur u.a., 1988; Farkas, 2010; Schmidt-Dengler & Wagner, 1999; Schöpfer, 1993; Wagner, 1991).

2 Das Gold

Die Novelle *Das Gold* ist aus der Perspektive eines Ich-Erzählers verfasst. Es handelt sich um einen 50-jährigen bürgerlichen Gutsbesitzer, der von einer Italienreise in sein Alpental, die Kaal, zurückkehrt, wo er ein Schloss bewohnt, das er einst einer „verkrachten Grafenfamilie“ (Rosegger, 1997a, 270) abgekauft hat. Er lebt dort nicht mehr als fünf Monate im Jahr, während er die restliche Zeit „in der Stadt oder [...] auf Reisen“ (ebd.) verbringt. Am dritten Tag nach seiner Rückkehr erfährt er von einer dreiköpfigen Abordnung der Dorfbewohner, dass ihm zu Ehren ein „Schauspiel“ (ebd., S. 272) veranstaltet werden soll, welches sich als ein außerordentlich

großes und beeindruckendes Sonnwendfeuer auf dem Kegelberg, der höchsten Erhebung der Gegend, erweist. Wenige Tage später gehen infolge Tauwetters schwere Schneelawinen vom Kegelberg ab, die große Mengen an Schutt, Geröll und umgeknickten Bäumen mit sich reißen, wodurch das Wasser der Gebirgsbäche zunächst aufgestaut wird, um sich wenige Tage später in einer wahren Sintflut aus „Ströme[n] von Schlamm, Steinen, Bäumen und Blöcken“ (ebd., S. 281) über die mittlerweile geräumten Dörfer zu ergießen. Während eines Inspektionsganges am verwüsteten Kegelberg entdeckt der Ich-Erzähler im aufgerissenen Boden Goldkörner und von Goldadern durchzogene Steine. Um in diesen Besitz zu gelangen und der notleidenden Gemeinde scheinbar unter die Arme zu greifen, kauft er ihr die Gemarkung des Kegelberges ab und beginnt unter dem Vorwand, „Quarzbrüche aufzumachen und nach Steinkohlen zu schürfen“ (ebd., S. 286), den Berg zu erschließen. Eines Abends schleicht er sich allein in den Stollen, um darin nach Gold zu suchen, wird aber durch einen Gesteinseinbruch verschüttet. Indes kann er nach fast drei Tagen durch die hilfsbereite Bevölkerung unversehrt geborgen werden, wodurch er die Erfahrung macht, „dass man echtes, treues Gold nicht im Mineralreich suchen soll, sondern in den Herzen der Menschen“ (ebd., S. 291).

Die Erzählung beginnt mit dem Personalpronomen „Ich“ (ebd., S. 269), und sie endet mit dem Substantiv „Menschen“ (ebd., S. 291), was mehr als nur eine Zufälligkeit im Satzbau ist, weil, bedingt durch die Erfahrung des eingeschlossen-Seins im Berg, die ich-zentrierte

und -fixierte Haltung zugunsten einer positiven Einstellung gegenüber dem „Wir“ aufgegeben worden ist. Bis zu diesem einschneidenden Erlebnis ist auf Seiten des Gutsbesitzers eine extreme Distanz gegenüber den anderen und der Umwelt festzustellen. Zu den Einheimischen hat er keine rechte Beziehung, da er sie in typischer Oberschicht-Attitüde herablassend behandelt. Er nennt sie „gutmütige Leute, die man mit ein wenig Artigkeit an der Nase herumführen kann“ (ebd., S. 270), und die dreiköpfige Delegation, welche ihm einen Besuch abstattet, spricht er nicht etwa deswegen mit Namen an, um eine gewisse Vertrautheit zu signalisieren, sondern weil sie es dann „bedeutend billiger mit den Wildschäden“ (ebd., S. 271) tun. Obwohl er sich im Anschluss an das auch für ihn veranstaltete Sonnwendfeuer zu revanchieren genötigt sieht, lehnt er rundheraus die Bitte ab, wegen der Wildschäden die Gemeindejagd zurückzunehmen, denn diese sei „das einzige Vergnügen, das mir noch geblieben ist auf der öden Welt“ (ebd., S. 279f.). Und als sich infolge der Naturkatastrophe der Ort in höchster materieller Not befindet, kauft er der Gemeinde den Kegelberg nicht aus sozialen Gründen, sondern einzig und allein deswegen ab, um sie zu betrügen, weil er das Gold allein für sich zu beanspruchen gedenkt.

Er hat keine persönliche Bindung zu den Menschen, und auch privat steht er allein da, denn sein „altes Grafenschloss“ unterscheidet „sich von allen anderen derartigen Burgen darin [...], dass keine weiße Frau darin umgeht – ja, dass überhaupt keine Frau darin umgeht. Ich besitze keine“ (ebd., S. 271). Die Einsamkeit

bemerkt er vor allem dann, wenn ihm das Essen serviert wird, „wenn ein einziger Mensch bei einem Tische sitzt, der reichlich für zwölf Personen Raum hat. Es gibt nichts Traurigeres“ (ebd., S. 273) für einen – wie er sich nennt – „übersättigten Sonderling“ (ebd., S. 274). Sogar seinen Kammerdiener muss er „allzu oft“ wechseln, „damit sich in einem und demselben nicht zu viele Familienerinnerung ansammelt“ (ebd., S. 271).

Was wäre daran schlimm, könnte man fragen, aber aus seiner Sicht bestünde die Gefahr, dass sich eine Bindung zu ihnen entwickelt, weil zu ihrer Tätigkeit notgedrungen ein persönlicher Umgang gehört. Möglich ist auch, dass er die „Kammerdiener-Perspektive“ nicht aushält, denn „für einen Kammerdiener gibt es keinen Helden“ (Hegel, 1970, S. 48). Möglicherweise würde ferner die „Gefahr“ einer persönlichen Beziehung latente homoerotische oder homosexuelle Anteile aktivieren, da Menschen mit massiven emotionalen Defiziten in der Regel Probleme mit ihrer Triebintegration haben, denn die Kälte im Umgang mit anderen fungiert oft genug als ein Gegengewicht zu latenten Triebimpulsen.

Die eigentümliche Mischung aus Distanz und „brodelndem Untergrund“ zeigt sich deutlich an seiner Einstellung zur Umwelt im weiteren Sinn. Das machen bereits die Gründe deutlich, weswegen er seine Italienreise als missglückt bezeichnet. Er mokiert sich allen Ernstes darüber, in Rom nicht den Papst gesehen zu haben und dass in Neapel „der Vesuv kaum geraucht, viel weniger gespien“ (ebd., S. 269) habe. Was er braucht, sind mit anderen Worten Sensationen, die stark genug sein müssen,

um unbeteiligter Zuschauer bleiben und sie doch „genießen“ zu können.

Einige andere Beispiele zeigen das noch deutlicher. Da der Kegelberg ein erloschener Vulkan ist, hält er das Sonnwendfeuer zunächst irrtümlich für einen erneuten Ausbruch desselben, ist jedoch nicht allzu sehr beeindruckt, denn „viel hatte ich ja in dieser Welt schon erfahren und mir angewöhnt, mich über nichts mehr zu wundern, also auch darüber nicht“ (ebd., S. 276). – Als die Flutkatastrophe mit voller Wucht über den Ort hereinbricht und die Häuser unter sich begräbt, bekommt auch das Schloss, das „mehr als vierzig Meter hoch über dem Grunde“ (ebd., S. 282) liegt, mehrere Gischt-Schwalle ab, die sich durch zerbrochene Fensterscheiben in die Zimmer ergießen. Doch auch darauf ist seine Reaktion äußerst moderat:

„Meine Leute waren jammernd beschäftigt, um ihre Habseligkeiten zu sammeln, und wunderten sich, dass ich so ruhig wäre und mich um meine Schätze nicht kümmere. Nun – die liegen in der englischen Bank. Was liegt mir an diesem Spielzeug!“ (ebd.).

Das, worauf es ihm ankommt, ist im wörtlichen Sinn nichts Greifbares, denn Wert haben nur seine abstrakten „Schätze“, welche in der Bank gut aufgehoben sind, nicht hingegen konkrete Gegenstände, da er kaum willens oder imstande ist, sie in sein Herz zu schließen. Ohne einer materialistischen Gesinnung das Wort reden zu wollen, hat es auch etwas mit Beziehungsvermögen zu tun, imstande zu sein, zwischen dem eigenen Leben und bestimmten Dingen einen emotionalen Zusam-

menhang herzustellen, weil diese mit bestimmten Erinnerungen und Assoziationen verknüpft sind. Auffällig ist außerdem, dass die Not der Dorfbewohner keinerlei Anteilnahme in ihm weckt und er nur zynisch feststellt, „dass es nicht uninteressant ist, solche Elementarspiele zu beobachten“ (ebd.). Er verspürt nur ein „wollüstiges Grauen“ (ebd., S. 275) und

„ein Wohlbehagen. Das empfinde ich immer, wenn die Elemente im Großen zerstören. Fast ballt sich dabei selbst die Faust und möchte mit dreinschlagen. Warum, das weiß ich nicht, denn im Ganzen hat mich diese Welt ja weich gebettet. Vielleicht eben deswegen. Ich wollte den Leuten eigentlich nichts Übles, aber wenn ein wildes, grauses Unheil über sie kam, da war ich ganz unwillkürlich erfrischt“ (ebd., S. 280f.).

An dem Zitat wird die Funktion emotionaler Gleichgültigkeit als eines Abwehrmechanismus' gegen unkontrollierte Triebkräfte deutlich sichtbar. Der Ich-Erzähler geht auf Distanz zu sich und zu anderen, um letztlich sich und sie zu schützen, denn der „Vulkan“, für den er irrtümlich das Sonnwendfeuer hält, ist Ausdruck seiner „tendenziösen Apperzeption“ (s. Adler, 1912a, S. 68f.), weil er das, was für ihn ein lebensbeherrschendes Thema ist, auf die Umwelt projiziert: die Angst davor, selbst ein „feuerspeiender Vulkan“ zu sein. Analytisch formuliert besteht die Funktion emotionaler Bindungen unter anderem darin, destruktive Es-Impulse soweit zu neutralisieren, dass sie nicht die Oberhand im Erleben und Verhalten gewinnen. Da der Schlossbesitzer das nicht gelernt hat, tritt an die Stelle positiver Emo-

tionen eine nach außen getragene Distanz und Gleichgültigkeit, die jedoch höchst fragil, da nicht in Tiefenstrukturen verankert ist.

Warum er so geworden ist, „weiß ich nicht, denn im ganzen hat mich diese Welt ja weich gebettet“. Ich kann darauf auch keine am Text orientierte Antwort geben, denn Roseggers Interessen waren sicher nicht psychodynamischer Natur. Einzig der Hinweis darauf, „weich gebettet“ worden zu sein, und die Ergänzung, „vielleicht eben deswegen“, können als ein bescheidenes Indiz fungieren, da nicht nur Vernachlässigung – ein Zu-Wenig –, sondern auch Verzärtelung – ein Zu-Viel – pathogen wirken kann, weil sie die Eigenaktivität unterdrückt, wobei mitunter beides Hand in Hand geht (s. Adler, 1904a, S. 29). Solchen Menschen fällt es in der Regel schwer, auf andere zuzugehen, und oft verlangen oder wünschen sie, gefangen in ihrer oralen Erwartungshaltung, dass andere aktiv werden (vgl. Kleespies, 1998, S. 145). Das wird schichtspezifisch mitbedingt sein, weil Personen aus der Oberschicht oftmals von Kindheit an daran gewöhnt sind, sich bedienen zu lassen, aber es wird auch psychische Einflussfaktoren geben, weil derartige Erwartungshaltungen auch in anderen sozialen Schichten vorkommen und umgekehrt nicht alle Angehörigen der Oberschicht von so starken emotionalen Defiziten geprägt sind wie der Ich-Erzähler.

Die orale Erwartungshaltung äußert sich nicht nur in dem Wunsch, von anderen versorgt, sondern auch in der Befürchtung, von anderen in ungebührlicher Weise gefordert zu werden, was als Projektion eigener Bedürfnisse verstanden werden kann. So bereitet ihm die

Vorstellung, sich für das Sonnwendfeuer bei der Bevölkerung erkenntlich zeigen zu müssen, allerhand Kopfzerbrechen, und als die Bewohner schließlich mit der Bitte an ihn herantreten, aus Rücksicht auf ihre Landwirtschaft die Jagd einzudämmen bzw. einzustellen, lehnt er das, wie bereits erwähnt, ab. – Als er sich nach der Katastrophe den Schaden ansieht und erkennen muss, dass sein Fischbestand Schaden genommen hat, ist er darüber verärgert, dass er regelmäßig Pacht zu bezahlen hat. „Und da wird man wohl noch beneidet, um solche Vergnügungen. Ich danke schön! Das will ich ihnen [= den Dorfbewohnern, B.R.] gesagt haben“ (Rosegger 1997a, S. 284). Mit anderen Worten: Den im Verhältnis zu seinem Vermögen äußerst geringen Schaden am Fischbestand will er gegen die extreme Notlage der Dorfbewohner aufrechnen, um etwaige Bitten wegen materieller Unterstützung bereits im Keime zu ersticken.

Es wurde bereits angedeutet, dass emotionale Kälte ein äußerst fragiler Abwehrmechanismus ist, weil die dahinter stehende Triebproblematik ungelöst bleibt. Besonders deutlich wird das, als sich für den Ich-Erzähler die Möglichkeit ergibt, durch die Goldfunde noch reicher zu werden: Seine Gier wird ins Unermessliche gesteigert, er lässt alle Vorsichtsmaßnahmen hinter sich und kriecht allein in den Stollen, um das ersehnte Metall an sich zu raffen. „So grub und grub ich. Die Hände wurden mir heiß, der Schweiß rann mir übers Gesicht. Das erstmal im Leben empfand ich, welch eine Lust körperliche Arbeit ist“ (ebd., S. 287). Doch dann brechen die Wände über ihm zusammen, und er ist ver-

schüttet. In dieser Begebenheit drückt sich eine interessante Symbolik aus, weil in tiefenpsychologischer Sicht der Abstieg in die „Unterwelt“ der Höhlen, Spalten oder Tunnels immer zu tun hat mit der Konfrontation mit dem Unbewussten. Symbolisch betrachtet gerät der Schlossherr, wenn er den Stollen betritt, wie besessen zu graben beginnt und dann vom Berg begraben wird, in den Sog der Oralität (Kleespies 1999, 144), die hier in ihrer Extremform dargestellt wird und dadurch unausweichlich an den Endpunkt gelangt: Wer seine „Saugnäpfe“ mit voller Kraft an die Umwelt anheftet, wird, wenn sie auf ihn zu strömt, von ihr begraben.

Tröstlicherweise bedeutet das für den Ich-Erzähler nicht den Schlusspunkt, da die existentielle Bedrohung ihn aufrüttelt:

„Du hast viel empfangen von Menschen. Was hast du ihnen gegeben? Selbst die armen Kaa-ler haben dich, den reichen Mann, beschämt. Denke an ihre Anhänglichkeit, an ihre Uneigennützigkeit im Jagdwesen, denke an den fürstlichen Willkommgruß, den arme Bauern und Waldleute dir in der Sonnwendnacht gebracht haben. Und du ihnen?“ (Rosegger 1997a, S. 289).

Er hat erkannt, dass sein bisheriger Lebensstil ihn in eine ausweglose Sackgasse geführt hat. Aufgrund der bedrohlichen Situation ist er zur inneren Wandlung und zu wirklicher Mitmenschlichkeit bereit. Er hat die Menschen zu schätzen gelernt und unterstützt sie nun materiell:

„Sie haben alles wieder gut aufgebaut, haben den Fluss reguliert, haben eine landwirtschaft-

liche Schule, betreiben die Wirtschaft, wie es in diesen Bergen am zweckmäßigsten ist. Sind zufrieden. Die Jagd macht keinen Schaden mehr, sie ist aufgelassen“ (ebd., S. 290f.).

3 Die Pfingstnacht

In der Novelle geht es um die 16-jährige Tochter eines Waldhüters. Sie heißt Anna und ist von außergewöhnlicher Schönheit. Gleichwohl korrespondiert ihr Aussehen zunächst nicht mit inneren Werten, da sie unnahbar, abweisend und stolz ist. Daher wird sie nicht „Annchen“, sondern „Anna von der Waldburg“ genannt, eine Bezeichnung, die gleichermaßen Neid wie Herabsetzung ausdrückt. Männlicher Protagonist in der Erzählung ist der 18-jährige Otto, ein Gymnasiast und Sohn des Verwalters der Eisenwerke. Er ist „der flotteste Bursche in der Runde [...], beherrschte alle Jungen und neckte alle Mädchen“ (Rosegger, 1997b, S. 384). Als er einmal im Wald der Brennholz sammelnden Anna begegnet, bietet er ihr an, das Holz nach Hause zu bringen, doch sie lehnt ab und erwidert brüsk: „Dank schön, bin mir schon selber genug“ (ebd., S. 385). Die anderen Burschen, welche mit Otto zusammen im Wald sind, lachen ihn daraufhin aus, während er auf Anna „noch ein paar glutsprühende Blicke“ (ebd.) abschießt und davoneilt. „Dann guckte sie ihm verstohlen nach“ (ebd.).

Damit hat Rosegger die beiden Protagonisten mit ihrem fast prototypischen Charakter in groben Zügen umrissen: Auf der einen Seite die unnahbare Schönheit (die dann aber doch einen Blick riskiert), auf der anderen der bewunderte Anführer und Draufgänger, der au-

ßerdem einer höheren sozialen Schicht angehört.

Die Möglichkeit zu einer näheren Begegnung ergibt sich im Anschluss an die Vorbereitungen zur Silberhochzeit von Annas Eltern, da diese im Haus des Verwalters stattfinden soll. Otto bietet ihr am Abend – es ist Pfingstsamstag – an, sie mit dem Kahn über den Fluss zu führen, der beider Häuser voneinander trennt. Als sie sich in der Mitte des Flusses befinden, sagt er ihr, sie *müsse* seine Freundin werden, was sie mit einer spöttischen Antwort quittiert. Daraufhin versucht er sie mit der Drohung zu erpressen, er werde das Ruder ins Wasser werfen, wenn sie seiner Forderung nicht nachkomme. Als sie derselben abschlägig begegnet, macht er seine Drohung wahr, und sie treiben fortan steuerlos den Fluss hinunter. Das geht eine Weile gut, doch dann kommen sie in die Nähe des „Drachenloches“, der Mündung „jene(r) wüsten Höhlen, durch welche der zusammengeengte Gebirgsfluß sich ergießt, um stundenlang unterirdisch fortzubrausen und erst hinter dem Gebirge, wo die Ebene beginnt, wieder zutage zu treten“ (ebd., S. 391).

Ohne etwas dagegen tun zu können, wird der Kahn in das Drachenloch gerissen, und die beiden durchleben gefahrvolle Stunden der Angst. Als das Boot gegen einen Felsen gedrückt wird, gibt es kein Vor und Zurück mehr; sie sitzen fest. Doch nach einer Weile bemerken sie einen an einem langen Seil befestigten Holzblock den Fluss hinabtreiben. Otto greift nach ihm, verankert ihn am Kahn, und alsbald werden sie flussaufwärts gezogen.

Hunderte von Menschen hatten nach ihnen gesucht, bis der Werksverwalter auf die Idee gekommen ist, dass sie ins „ Drachenloch“ geraten sein könnten. Er hat das Seil an einer Winde in den Fluss gelassen, und so werden sie gerettet. „Zart und weich waren ihre Herzen geworden, und für immer gereinigt von den Schlacken des Trotzes und des Übermutes“ (ebd., S. 403).

Ähnlich wie der Ich-Erzähler der vorangegangenen Novelle sind die beiden Protagonisten in ihrer psychosozialen Entwicklung verzögert. Anna ist schnippisch, stolz und abweisend; sie hat eine Mauer um sich herum errichtet und ist sich „ selber genug“. Otto hat zwar mehr Sozialkontakte, ist darum aber nicht integrierter als sie, denn die anderen Burschen benötigt er, um sie zu „beherrschen“, während es von den Mädchen heißt, dass er sie „ neckt“, das heißt störend in ihr Leben eingreift. Allein daraus den Schluss zu ziehen, seine Beziehung zum weiblichen Geschlecht sei „ gestört“, wäre etwas voreilig, doch erhärtet werden kann diese Vermutung durch zwei Momente: die Beziehung zur Mutter und das Verhalten gegenüber Anna, das heißt sein törichter und plumper Versuch im Kahn, sie für sich zu gewinnen. Das Verhältnis zur Mutter wird in einem einzigen Satz kurz und bündig erwähnt, in dem es heißt, dass beide miteinander streiten würden, weil sie zunächst nicht möchte, dass er Anna über den Fluss rudere: „Endlich gab sie doch nach, wie immer“ (ebd., S. 386). Die Beziehung des Sohnes zur Mutter ist oftmals ein Muster dafür, wie man sich gegenüber Frauen im späteren Leben verhält; sie ist wie eine Folie, die man auf ein Blatt legt, um

es mit deren Hilfe zu beschreiben. Einerseits erlebt er seine Mutter als schwach, andererseits evoziert genau das Über-Ich-Konflikte im Spannungsfeld zwischen Gehorsam und Aufbegehren. Dadurch werden Aggressionen aktiviert, was an seinem Verhalten gegenüber den Mädchen des Dorfes deutlich wird. Für jemanden, der sich gegenüber Gleichaltrigen stets durchzusetzen weiß und in dessen Psyche vehemente Impulse vorhanden sind, Mädchen oder Frauen herabzusetzen, ist es eine ungeheuerliche Demütigung, von einer Frau in die Schranken gewiesen und schmerzlich daran erinnert zu werden, dass er die Macht des weiblichen Geschlechts unterschätzt hat. Als er im Boot erkennt, dass seine Aufforderung, Anna müsse ihn lieben, ins Leere geht, greift er tief in die „Mottenkiste“ des Patriarchats, indem er sagt: „ Anna, treib nicht deinen Spott mit mir – ich ertrag’ das nicht – ich bin ein Mann“, woraufhin sie entgegnet, das werde sie erst dann glauben, wenn er „um einen Kopf gewachsen“ (ebd., S. 388) sei. Dann eskaliert der Streit, doch Anna zeigt sich vollkommen unerschüttert, woraufhin er das Ruder ins Wasser wirft. All das macht deutlich, dass er ihr hoffnungslos unterlegen ist und seine vermeintliche Stärke und Rolle als Anführer primär der „Überkompensation“ seines Minderwertigkeitsgefühls dienen (Adler 1927a, S. 76). Unterstützung findet sein fragiles Ich – ähnlich wie beim Schlossbesitzer in *Das Gold* – indes durch seine Schichtzugehörigkeit, da sein Vater Verwalter ist und er das Gymnasium besucht. Und ähnlich wie dort finden wir auch hier keine weiteren Hinweise auf jene Entstehungsfaktoren, welche ein

Licht auf seine Psychostruktur werfen könnten, sieht man von der knappen Andeutung der Beziehung zu seiner Mutter ab.

Nachdem Otto das Ruder ins Wasser geworfen hat, ist Anna zunächst völlig perplex, um sodann an seine männliche Ehre zu appellieren: „Du hast mich über das Wasser zu führen [...], und ein *Mann* hält Wort“ (Rosegger, 1997b, S. 389). Dieser Hinweis verfehlt nicht seine Wirkung, denn von nun an kommen die beiden einander näher. Otto zeigt Einsicht; er werde sich bemühen, sie heil an das andere Ufer zu bringen, und außerdem habe er eingesehen, dass er sie nicht zwingen könne, ihn zu lieben (ebd., S. 390). Auch Anna sorgt für eine Entspannung der Situation, indem sie sich von der Emotionen anstachelnden Schuldfrage verabschiedet und die Meinung äußert, Otto habe wie im Fieber gehandelt, als er das Ruder in den Fluss geworfen habe, und er habe auch nicht voraussehen können, dass er beide ernstlich in Gefahr bringe (ebd.).

Dann kommen sie zum *Drachenloch*. Der Kahn schießt

„in die tiefste Nacht hinein, und gewaltig war das Brausen und Tosen und das Beben und Hüpfen des Fahrzeugs; es gischten die Wellen über die zwei Menschen, die sich fest umschlingend in das schaukelnde Totenbett niederkauerten“ (ebd., S. 395).

Ähnlich wie in der ersten Erzählung geht es auch hier symbolisch um einen Abstieg in die dunklen Bereiche der physischen und psychischen Welt, und genauso wie dort vollzieht sich in den Protagonisten eine Wandlung, wobei diese in der „Pfungstnacht“ bereits be-

ginnt, *bevor* die Helden in die Unterwelt gelangen, da sie sich zu dem Zeitpunkt schon auf dem Wasser befinden und sich entsprechend „eingestimmt“ haben. Von „Nacht“ und „Tod“ ist im obigen Zitat die Rede; es geht mit anderen Worten um das Sterben und die Wiederauferstehung, wobei daran zu erinnern ist, dass die Erzählung am Pflingstamstag spielt, am Vorabend jenes Festes, das die Osterzeit abschließt und in dessen Mittelpunkt die Lobpreisung des Heiligen Geistes steht.

Die Fahrt durch das *Drachenloch* hat eine gewisse Nähe zur sogenannten Nachtmeerfahrt (vgl. Daniel, 2006), einem alten mythologischen Motiv, das in vielen Kulturen zu finden ist. In seiner ausgezeichneten Monografie „Vom Sinn der Depression“ widmet der Psychiater Wolfgang Kleespies ein ausführliches Kapitel der Nachtmeerfahrt, um sie im Kontext der Analytischen Psychologie nach C.G. Jung zu interpretieren (Kleespies, 1998, S. 142–163). In Anlehnung an die Erlebnisse des Propheten Jona spricht Leo Frobenius in dem Zusammenhang auch von „Walfischdrachemythen“ (Frobenius, 1904), wobei es zwar in Roseggers Geschichte nicht um ein Verschlungen-Werden durch ein tatsächliches Wasserungeheuer geht, sondern durch einen unterirdischen Gebirgsfluss, doch wird dieser mythologisch aufgeladen, weil seine Mündung „Drachenloch“ heißt, früher dort ein Lindwurm gehaust haben soll und ein Großteil des unterirdischen Verlaufes noch nicht erforscht werden konnte (Rosegger, 1997b, S. 391). C.G. Jung hat den regressiven und progressiven Aspekt der Nachtmeerfahrt untersucht (Jung, 1988): Zunächst geht es um eine völlige Ab-

kehr von der Außenwelt, um sich an die Bedingungen der Innenwelt anzupassen. Hernach ist es möglich, dem Inneren zu ent-schlüpfen, und es beginnt die Progression. Mit anderen Worten: Es geht darum, sich mit den verdrängten Anteilen seiner Seele auseinan-derzusetzen, um fortan damit besser umge-hen zu können. Dass die tiefenpsychologische Deutung der Nachtmeerfahrt nicht willkürlich gewählt, sondern naheliegend ist, macht Ro-seggers Hinweis deutlich, es hätten früher „in den Höhlen fremdartige Tiere“ leben müssen, weil immer wieder „seltsame Knochengestal-ten“ hervorgeschwemmt würden.

„Schon seit langem hatten die Männer der Wissenschaft vorgehabt, in diesen unterirdi-schen Räumen Forschungen anzustellen, doch das Unternehmen war wenig lockend. Man konnte die Klippen im Innern, die Abgründe nicht ermessen; aber daß sie fürchterlich sein mußten, bewies das dumpfe Tosen, das aus den Mündungen hervordrang“ (Rosegger, 1997b, S. 391f.).

Die „fremdartigen Tiere“ stehen für die verdrängten Anteile des Trieblebens, die in rudi-mentärer Form tatsächlich mitunter an die Oberfläche gelangen, sei es als manifester Trauminhalt, als Fehlleistung, als unkontrol-liertes und deplatziertes Verhalten etc. Wenn man etwas getan hat, was man nachher be-reut und es einem peinlich ist, oder wenn man nachts schweißgebadet infolge eines Alp-traums erwacht, wird es einem in der Tat so vorkommen, als könnte man „die Klippen im Innern, die Abgründe nicht ermessen“, wes-wegen sie „fürchterlich“ erscheinen, wie „das dumpfe Tosen“ aus den Mündungen. Das Un-

bekannte löst oftmals massive Ängste aus, und das trifft auch auf die Beschäftigung mit dem eigenen Seelenleben zu. Wäre es anders, gäbe es zum Beispiel nicht so viele Witze oder Spiel-filme, welche die Tätigkeit des Psychoanalyti-kers herabsetzen.

Die Befassung mit dem eigenen Unbewussten macht indes deutlich, dass die Ängste in der Regel größer sind als die tatsächlichen Gefah-ren und dass die Konfrontation mit dem Un-bewussten zwar unangenehm, jedoch letztlich in der Regel entlastend ist. Das zeigt auch der Text. Zunächst treibt der Kahn führerlos durch die Dunkelheit, aber dann wird die Strömung rascher, „ein feuchter Nebel, der Staub von zermalmtten Wellen, wallte herbei“ (ebd., S. 396), das Schiff fliegt hin und her und wird schließlich „vom Wirbel in eine Felskluft ge-klemmt“ (ebd.) – die jungen Leute stehen nun „auf festem Grunde“ (ebd.). Wenn man die Zitate in Beziehung setzt zur Begegnung mit dem Unbewussten, entsprechen die Gefähr-dungen, denen Otto und Anna ausgesetzt sind – Zerschellen des Bootes, Verschlungen-Werden von den Strudeln – psychotischen Anteilen oder Merkmalen einer Frühstörung, die auch in jedem gesunden Menschen in Spu-ren vorhanden sind und die in jeder Therapie beträchtliche Ängste hervorrufen. Würden die beiden untergehen, könnte man das in Bezie-hung setzen zum Suizid oder zu chronifizierten Prozessen, doch in diesem Fall stoßen wir auf den gesunden Kern, weil die Protagonisten plötzlich festen Boden unter den Füßen ver-spüren. – Otto zündet nun ein Licht an und sieht „wunderbare Gestalten in allen Farben“, aber auch „dämonische Felsgestalten, die

ragen und grinsen und drohen wie ein erstarrter, wüster Höllengedanke“, woraufhin er ausruft: „Jetzt haben wir den Himmel und die Hölle gesehen mit *einem* Blick“ (ebd., S. 399).

Es ist keineswegs so, dass die Beschäftigung mit dem Unbewussten bedeutet, nur das Negative an die Oberfläche zu befördern. Vielmehr geht es um eine realistische Bestandsaufnahme, welche das Bemühen impliziert, den *gesamten* Kosmos seines Inneren durchschreiten zu wollen und zu akzeptieren, dass in jedem von uns „himmlische“ und „höllische“ Anteile vorhanden sind, welche, sofern das Negative nicht dominiert, Motor einer positiven Entwicklung sein können. Als Otto all das gesehen hat, bemerkt er den von den Dorfbewohnern in den Fluss geworfenen Holzklotz und dahinter eine „Natter“, bei der es sich um das Seil handelt, an dem das Holz befestigt ist. Der junge Mann hat keine Angst vor dem vermeintlichen Reptil; er geht dem Holzklotz entgegen, nimmt ihn an sich und befestigt ihn am Boot, sodass sie gegen die Strömung herausgezogen werden können. Demnach können die Kräfte des Trieblebens – symbolisiert durch die Schlange –, sofern sie entdämonisiert sind, produktiv eingesetzt werden, um gegen Widerstände – die Strömung des Flusses – das Licht und das Leben zu erreichen.

Anfangs waren Anna und Otto zu sehr in den Fesseln des Unbewussten gefangen. Sie wehrte die Triebe, welche durch die Avancen junger Männer entfacht wurden, durch Distanz und herabsetzendes Verhalten ab, während er ein Spielball derselben war: aggressiv, draufgängerisch ohne Maß und Ziel, dabei die Frau-

en erniedrigend. Nun aber sind beide durch die Begegnung mit ihrem Unbewussten geläutert und reif für eine Bindung.

4 Traditionelle ethnologische Elemente

Das Thema des Verschlungen-Werdens, um das es in beiden Erzählungen geht, ist weit verbreitet in Mythologie, Volksglauben und Volksprosa. Es findet sich im Märchen – etwa *Rotkäppchen*, *Hänsel und Gretel*, *Der Wolf und die sieben Geißlein* – genauso wie in der Sage, wenn man an die *Donauweibchen*, *Loreley*, *den Rattenfänger von Hameln* oder an all jene Geschichten denkt, in welchen Personen in einem Berg verschwinden und nie mehr oder erst nach Jahrhunderten wieder auftauchen. Auf die Bedeutung der Nachtmeerfahrt als eines verbreiteten mythologischen Motivs wurde unter Bezugnahme auf Frobenius bereits hingewiesen. Die Angst, verschlungen zu werden, dürfte von elementarer Art sein, da sie auf symbolhafte Weise das Gefühl der Bedrohung durch das Unbewusste zur Sprache bringt.

Auf Themen aus dem Volksglauben bzw. der Mythologie wird in beiden Erzählungen expressis verbis Bezug genommen. Ist es in der *Pfingstnacht* der Drache oder Lindwurm, so sind es in *Das Gold* die „alten Heidengötter“, welche sich daran rächen, „daß in der Sonnwendnacht ihr weiland feuriger Wolkenritt so arg verweltlicht worden war“ (Rosegger 1997a, S. 280). Diese Worte sind zwar mit einem Augenzwinkern gesprochen, da sie aus dem Munde des Schlossherrn stammen, der

mit traditionellem Volksglauben wahrscheinlich nicht allzu viel anzufangen weiß; außerdem sind Anklänge an unkritische Mythologisierungen des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, wie sie von Seiten der wissenschaftlichen Volkskunde gepflegt wurden, nicht zu überhören, und es ist zudem fraglich, ob in der zweiten Geschichten, der *Pfingstnacht*, der Glaube an Lindwürmer wirklich noch gegeben war, doch andererseits kann man sich die Frage stellen, wieso überhaupt der Bezug zur Mythologie hergestellt wird; würde ihr keinerlei Bedeutung beigegeben werden, brauchte sie von Rosegger auch nicht erwähnt zu werden. Nun gehören aber mythologische und magische Vorstellungen zu den Elementarformen der Orientierung und des Verhaltens (vgl. Müller, 1987), die – auch in der Gegenwart – nicht nur im kindlichen Denken oder bei bestimmten psychiatrischen Erkrankungen auftreten, sondern jederzeit aktiviert werden können, wenn extreme Angst- oder Stresssituationen den Organismus belasten (Rieken, 2000, S. 193–203), und dazu zählt mit Sicherheit die Nachtmeerfahrt unserer beiden Protagonisten genauso wie die Naturkatastrophe in *Das Gold*, die bei dem einen oder anderen Dorfbewohner Reminiszenzen an mythologisches Gedankengut hervorgerufen haben wird.

Einige Tage vor dem schrecklichen Bergrutsch hat die Sonnwendfeier stattgefunden. Sie werde, sagt der Dorfvorsteher, „alle Jahre“ durchgeführt, aber in *dem* Jahr soll das Feuer dem Schlossbesitzer zu Ehren besonders groß ausfallen (Rosegger 1997a, S. 272), und so geschieht es dann auch, denn ein ähnlich ge-

waltiges, erzählt später ein Maurer, habe nur „vor hundert Jahren oder wann – wie der Kaiser auf der Jagd ist dagewesen“ (ebd., S. 278), stattgefunden. Träger des Brauches sind die Holzknechte, die das brennbare Material herbeischaffen, und die Dorfjugend (ebd.), so wie es auch in anderen ländlichen Gemeinden üblich war – im Gegensatz zu den stadtnahen Sonnwendfeiern, die seit der Biedermeierzeit von bürgerlichen Geselligkeitsvereinen organisiert wurden (vgl. für Westösterreich und angrenzende Gebiete Jöhler, 2000). Hier begegnet uns der Brauch hingegen noch im traditionellen ländlichen Gewand, wobei es allerdings die Frage ist, ob die Dorfjugend primär dem Schlossbesitzer eine Ehre erweisen möchte, wie es der Gemeindevorsteher darstellt. Wahrscheinlich liefert uns Rosegger ein etwas zu verklärtes Bild von der Bevölkerung, die im Ganzen nicht mehr denn schemenhaft als ein homogener Block dargestellt wird, der in harmonischer Eintracht zum Schlossherrn steht. Aber das mag vielleicht auch damit zusammenhängen, dass die Perspektive, aus der die Geschichte dargestellt wird, die des Ich-Erzählers ist, dem die Bewohner mit Ehrfurcht begegnen. Auf der anderen Seite gilt es jedoch festzuhalten, dass aus Gründen der Intention des Autors die Erzählung im Wesentlichen darauf hinausläuft, den Gegensatz zwischen dem anfänglichen Egoismus des Schlossherrn und der Uneigennützigkeit der Bevölkerung pointiert herauszustellen, und dafür ist es notwendig, diese als ein harmonisches Ganzes zu präsentieren, das in „unverbrüchlicher Treue“ zu „ihrem“ Herren steht (vgl. ebd., S. 289f.).

Interessant ist, dass der Ausgelassenheit der Festesfreude das durch den Bergrutsch bedingte Leid der Bewohner folgt. Die enge Beziehung zwischen „Freud und Leid“ ist zwar ein Topos, der eher in der Hochliteratur angesiedelt ist, aber er hat auch mit ethnologischen Fragestellungen zu tun, da er etwas über die Brüchigkeit und Fragilität des menschlichen Daseins verrät, darüber, dass das Leben in traditionellen Kulturen sehr stark von den Einflüssen der Natur beherrscht wird, weswegen der Alltag aufgrund der Ressourcenknappheit vor allem auf das Überleben und die Daseinssicherung ausgerichtet war bzw. ist. Darüber hinaus ist die enge Verbindung zwischen „Freud und Leid“ psychodynamischer Art, denn in vielen von uns schlummert die vage Ahnung, ein Glück, das uns widerfahren ist, nicht eigentlich verdient zu haben, und dass es von luftiger Natur ist und jederzeit erneut entfliehen kann. Oftmals vermitteln Eltern, welche an einem ungelebten Leben leiden, unbewusst ihren Kindern, dass sie es „dermaleinst“ *nicht* besser haben dürfen, auch wenn sie bewusst das Gegenteil behaupten.

Immerhin hat der Bergrutsch bei allem Unglück, das er angerichtet hat, auch sein Gutes. Nachdem die Dörfer wieder aufgebaut sind, werden der Fluss reguliert, eine landwirtschaftliche Schule eingerichtet und die Wirtschaft nun so betrieben, „wie es in diesen Bergen am zweckmäßigsten ist“ (ebd., S. 291). Mit anderen Worten: Auch in der Kaal hält jetzt die Moderne Einzug, indem die bedrohlichen Naturkräfte gebändigt und die Wirtschaft systematischer, zweckrationaler betrieben

wird, und das auf längere Sicht, weil die Jugend in der neu errichteten Fachschule mit entsprechendem theoretischen Rüstzeug versorgt wird – ein Anliegen, für das sich Rosegger immer wieder mit Nachdruck eingesetzt hat, um der Landflucht entgegenzuwirken und das bäuerliche Leben erträglicher zu gestalten (vgl. Anderle, 1983, 102–121).

5 Aspekte der europäischen Modernisierung

Im letzten Absatz ist es bereits angekommen: Zumindest in der ersten Geschichte geht es auch, wenngleich erst zum Ende hin, um Fragen der Modernisierung. Wenn wir uns unter diesem Gesichtspunkt noch einmal den Protagonisten in den beiden Erzählungen zuwenden, können wir feststellen, dass sie in mehr oder weniger pointierter Weise den Gegensatz zwischen traditioneller und moderner Lebensform verkörpern. Auf der einen Seite begegnet uns „das Volk“ in schemenhafter Weise. Abgesehen vom Gemeindevorsteher und dem Maurer in *Das Gold* tritt es nur als Kollektiv auf, das den in Not geratenen Protagonisten helfen will. Diese stehen außerhalb der „überlieferten Ordnung“, um einen Lieblingsbegriff von Leopoldt Schmidt und der älteren Volkskunde zu verwenden (Schmidt, 1988). Während sich traditionelle Kulturen primär über kollektive Identifikationsinstanzen definieren – Dorf, Religion, soziale Schicht, Sprache etc. –, ist die Moderne durch eine zunehmende Individualisierung charakterisiert und durch die fehlende Bereitschaft, traditionelle Vorgaben zu akzeptieren. Sowohl Otto als auch An-

na sind nicht willens, sich in das Dorfleben zu integrieren. Er ist Gymnasiast, spielt den Anführer und gehorcht seiner Mutter nicht, während sie auf Distanz zu den anderen geht und „Anna von der Waldburg“ genannt wird. Beide fühlen sich als „etwas Besseres“, und so entbehrt es auch nicht einer gewissen Logik, dass sie am Ende zusammenfinden. Aber die Art, wie sie zusammenfinden, ist charakteristisch für die Moderne, weil sie all die Höhen und Tiefen durchleben, die der Individualismus mit sich bringt, während der Traditionalismus in der Regel die Emotionen in gedämpftere Bahnen lenkt, weil die innere Bereitschaft, sich einzufügen, eine größere Rolle spielt. Sie hingegen liefern sich zunächst einen „Geschlechterkampf“, der sie völlig entzweit, um am Ende in innigster Harmonie das Boot zu verlassen. „Himmel und Hölle“ in einem habe Otto gesehen, und dieser Ausruf kann auch als Charakterisierung seiner Beziehung zu Anna verstanden werden. Weil am Ende traute Innigkeit vorherrscht, kann man das Verhältnis zwischen den beiden durchaus als romantische Liebe bezeichnen – im literaturhistorischen Sinn verstanden, nicht als Terminus der Alltagssprache –, wie sie etwa von Eichendorff oder Novalis beschrieben worden ist, wobei diese seit dem Ende des 18. Jahrhunderts anzutreffende Form als prototypisch für die moderne Liebe gilt. – Wenn man darüber hinaus die Nachtmeerfahrt als symbolische Begegnung mit dem Unbewussten deutet, wird die individualistische Perspektive noch deutlicher, denn die Tiefenpsychologie ist die Antwort der Wissenschaft auf jene Probleme, welche ein moderner Lebensstil mit sich bringt.

Noch einen Schritt weiter können wir beim Schlossherrn gehen. Er hat die Individualisierung – zumindest bis kurz vor Ende der Erzählung – so weit vorangetrieben, dass an positiven Bindungskräften überhaupt nichts mehr vorhanden ist. Er ist quasi atomisiert, ein „Zigeuner am Rande des Universums“ (Monod, 1971, 211), der Rückhalt nur mehr in seinen materiellen „Schätzen“ findet. Wenn Kulturkritiker der Moderne den Verlust an Bindungen beklagen und auf die Zunahme narzisstischer Störungen aufmerksam machen (Lasch, 1982), dann könnte man auf den Schlossherrn als ein Musterbeispiel dieser Entwicklung hinweisen. Er zeigt deutlich die Schattenseiten der Individualisierung, die aus persönlichkeits- und entwicklungspsychologischer Sicht als Defizite tatsächlicher Individualität zu bewerten sind, da diese bedeutet, in der Lage zu sein, auch in anderen das Besondere und Persönliche zu entdecken – gerade weil man es in sich selbst entdeckt hat. Alfred Adler hat einmal gesagt:

„Alle meine Bemühungen sind darauf gerichtet, das Gemeinschaftsgefühl des Patienten zu vertiefen. Ich weiß, daß der wirkliche Grund für sein Elend in seinem Mangel an Gemeinschaftsbewusstsein liegt, und ich möchte, daß auch er es erkennt. Sobald er sich mit seinem Mitmenschen auf gleichberechtigtem und freundlichem Fuße trifft, ist er geheilt“ (Adler, 1979b, S. 204).

Das ist beim Schlossherrn erst am Ende der Erzählung der Fall. Zuvor zeigt er deutlich die Folgelasten der Individualisierung, deren Beginn in der Renaissance anzusetzen ist und die ihren ersten Höhepunkt in der Hochkultur der

Aufklärungsepoche hat. Jacob Burckhardt hat darauf hingewiesen, dass mit dem Beginn der Neuzeit sich nicht nur „mit voller Macht das *Subjektive*“ erhebt, sondern auch „eine *objektive* Betrachtung [...] der sämtlichen Dinge dieser Welt überhaupt“ (Burckhardt, 1976, S. 123) erwacht. Er spielt auf die Rolle der Naturwissenschaft und der Physik im Besonderen an, deren Erfolge dazu geführt haben, dass das mechanistische Denken nicht nur Einfluss auf den grundlagenwissenschaftlichen Diskurs, sondern auch den Alltag und das Erleben des Einzelnen mitbestimmt und Entfremdungsercheinungen hervorgerufen hat, welche die Gefahr einer Blockierung positiver Emotionen möglich macht (Giedion, 1987; Rieken, 1997, S. 332–335; Rieken & Gelo 2015, S. 71–75).

Wer emotional reduziert lebt, benötigt stärkere Dosen an Umweltreizen, um nicht in Langeweile zu erstarren. Das zeigen deutlich die Reflexionen des Schlossherrn über seine Italienreise. Er ist enttäuscht, weil die Spielbank geschlossen war, der Papst nicht auf der Bildfläche erschienen und der Vesuv nicht ausgebrochen ist. Und das einzige, das ihn, den „übersättigten Sonderling“ (Rosegger, 1997a, S. 274), in der Kaal wirklich am Leben erhält und er keineswegs aufzugeben bereit ist, ist die Jagd, da die Abreaktion aggressiver Impulse in Form der Tötung von Tieren ihm offensichtlich den entscheidenden „Kick“ gibt, um die drohende Fadesse abzuwenden. Insofern hat er eine gewisse Nähe zum „Spannungsschema“, von dem es bei Gerhard Schulze in seinem Buch *Die Erlebnisgesellschaft* heißt: „Wer etwas Neues will, ist mit dem Alten leicht unzufrieden. Der Suche nach Abwechs-

lung entspricht die Furcht vor Gewöhnung und die Angst vor Langeweile“ (Schulze, 1996, S. 155). So gesehen zeigt der Ich-Erzähler in *Das Gold* nicht nur die Negativaspekte der Individualisierung und der Erosion traditioneller gesellschaftlicher Ordnungen auf, sondern erweist sich auch als ein Vorläufer der „Erlebnisgesellschaft“.

Literatur

- Adler, Alfred (1904a). Der Arzt als Erzieher. In: Persönlichkeit und neurotische Entwicklung. Frühe Schriften (1904–1912). *Alfred Adler Studienausgabe, Bd. 1* (S. 25–34). Hg. von Almuth Bruder-Bezzel. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007.
- Adler, Alfred (1912a). Über den nervösen Charakter. Grundzüge einer vergleichenden Individualpsychologie und Psychotherapie. *Alfred Adler Studienausgabe, Bd. 2*. Hg. von Karl Heinz Witte, Almuth Bruder-Bezzel, Rolf Kühn. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008.
- Adler, Alfred (1927a). Menschenkenntnis. Hg. von Jürg Rüedi. *Alfred Adler Studienausgabe, Bd. 5*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007.
- Adler, Alfred (1979b). *Wozu leben wir?* Frankfurt am Main: Fischer 1979.
- Anderle, Charlotte (1983). *Der andere Peter Rosegger. Polemik, Zeitkritik und Vision im Spiegel des „Heimgarten“ 1876–*

1918. Wien: Österreichischer Agrarverlag.
- Baur, Uwe, Gerald Schöpfer, Gerhard Pail (Hrsg.) (1988). „Fremd gemacht“ ? *Der Volksschriftsteller Peter Rosegger*. Wien, Köln, Graz: Böhlau.
- Bollenbeck, Georg (1989). Novelle. In Francois Bondy u.a. (Hrsg.): *Harenbergs Lexikon der Weltliteratur, Bd. 3* (S. 2166–2168). Dortmund: Harenberg.
- Burckhardt, Jacob (1976). *Die Kultur der Renaissance in Italien*. Stuttgart: Kröner.
- Daniel, Rosmarie (2006). „Nachtmeerfahrt“. Tiefenpsychologische Reflexionen über Höllenfahrten. In Markwart Herzog (Hrsg.): *Höllen-Fahrten. Geschichte und Aktualität eines Mythos* (S. 247–263). Stuttgart: Kohlhammer.
- Farkas, Reinhard (2010). Von der Agrargesellschaft zur Moderne. Diagnosen, Kritik und Perspektiven Peter Roseggers. Österreich in Geschichte und Literatur 54(2), 146–161. Verfügbar unter http://www.druidrhein.net/Fa_Rosegger.pdf [19.08.2016]
- Frobenius, Leo (1904). *Das Zeitalter des Sonnengottes*. Berlin: Reimer.
- Giedion, Sigfried (1987). *Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte*. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Johler, Reinhard (2000). *Die Formierung eines Brauches. Der Funken- und Holepfannsonntag*. Wien: Selbstverlag des Instituts für Europäische Ethnologie (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie, Bd. 19).
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, (1970). *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Werke in 20 Bden., Bd. 12*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jung, Carl Gustav (1988). *Symbole der Wandlung*. 5. Aufl. Olten: Walter (Gesammelte Werke, Bd. 5).
- Kleespies, Wolfgang 1998: *Vom Sinn der Depression. Selbstwertstörungen im Blickwinkel der Analytischen Psychologie*. München, Basel: Reinhardt.
- Lasch, Christopher (1982). *Das Zeitalter des Narzißmus*. München: Bertelsmann.
- Müller, Klaus E. (1987). *Das magische Universum der Identität. Elementarformen sozialen Verhaltens. Ein ethnologischer Grundriß*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Mentzos, Stavros (2010). *Lehrbuch der Psychodynamik. Die Funktion der Dysfunktionalität psychischer Störungen*. 4. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Miñambres, Germán Garrido (2009). *Die Novelle im Spiegel der Gattungstheorie*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Monod, Jacques (1971). *Zufall und Notwendigkeit. Philosophische Fragen der modernen Biologie*. München: Piper.
- Rieken, Bernd (1997). *Freizeit, Zeitmangel und Mechanisierung. Österreichische Zeit-*

schrift für Volkskunde 100(4), 329–353.

Rieken, Bernd (2000). *Wie die Schwaben nach Szulok kamen. Erzählforschung in einem ungarndeutschen Dorf.* Frankfurt am Main, New York: Campus.

Rieken, Bernd; Gelo, Omar C.G. (2015). The Philosophy of Psychotherapy Science: Mainstream and Alternative Views. In Omar C.G. Gelo, Alfred Pritz, Bernd Rieken (Hrsg.), *Psychotherapy Research. General Issues, Process, and Outcome* (S. 67–92). Wien: Springer.

Rosegger, Peter (1997a). Das Gold. In: *Das Buch der Novellen, Bd. 3.* Wien: Buchgemeinschaft Donauland, S. 269–291.

Rosegger, Peter (1997b). Die Pfingstnacht. In: *Das Buch der Novellen, Bd. 3.* Wien: Buchgemeinschaft Donauland, S. 384–403.

Schmidt, Leopold (1988). Die Volkskunde als Geisteswissenschaft. In Helge Gerndt (Hrsg.), *Fach und Begriff „Volkskunde“ in der Diskussion* (S. 55–91). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (Wege der Forschung, Bd. 641).

Schmidt-Dengler, Wendelin, Karl Wagner (Hrsg.) (1999). *Peter Rosegger im Kontext.* Wien, Köln, Weimar: Böhlau.

Schöpfer, Gerald (Hg.) (1993). *Peter Rosegger 1843–1918.* Graz: Kulturreferat der Steiermärkischen Landesregierung.

Schulze, Gerhard (1996). *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegen-*

wart. 6. Aufl. Frankfurt am Main, New York: Campus.

Wagner, Karl (1991). *Die literarische Öffentlichkeit der Provinzliteratur: der Volkschriftsteller Peter Rosegger.* Tübingen: Niemeyer (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 36).

Autor

Univ.-Prof. DDr. Bernd Rieken
Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien
Fakultät für Psychotherapiewissenschaft
Freudplatz 1
1020 Wien
Tel.: 01 7984098 4005
bernd.rieken@sfu.ac.at
bernd.rieken@univie.ac.at

Leiter des Doktoratsstudiums der Psychotherapiewissenschaft und des Fachspezifikums Individualpsychologie an der Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien, Privatdozent für Europäische Ethnologie an der Universität Wien, freiberuflicher Psychotherapeut und Lehranalytiker in Baden bei Wien.